



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der Regierungswechsel und der Friede.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der Regierungswechsel und der Friede.



Sein der erste Kaiser des neuen deutschen Reiches, der nunmehr nur noch in der Erinnerung eines dankbaren Volkes und in den Büchern der Geschichte lebt, von der Welt fortan vor allem als siegreicher Held, als Heilbringer und Friedenswächter in Waffen gefeiert werden wird, so scheint es nach den Worten, mit denen sein Nachfolger das ererbte doppelte Amt angetreten hat, und nach andern Zeichen der Zeit, die außerhalb der Grenzen des Reiches aufgegangen sind, als ob die Vorsehung dem neuen Oberhaupte der Deutschen auch eine neue Rolle beschieden hätte, als ob ihm die Aufgabe beschieden wäre, während seines Regiments statt des Vorfahrs den Olivenkranz zu tragen und dem Herrschernamen, den er gewählt hat, mit Thaten zu entsprechen, bei denen das Schwert in der Scheide bleibt. Auch Kaiser Wilhelm war im Grunde seiner Seele ein warmer Freund des Friedens, und wenn der Friede bis in seine letzten Tage hinein gefährdet erschien, so lag die Bedrohung nicht in seinem Denken und Streben, sondern in Verhältnissen, die er beklagte, aber nicht ändern konnte. Noch auf seinem Sterbebette beschäftigte ihn diese Sorge. Einen großen Teil des Donnerstags vor seinem Hinscheiden unterhielt er sich mit Prinz Wilhelm und Moltke über Dinge militärischer Natur, die ihm besonders am Herzen lagen. Von Zeit zu Zeit gedachte er der Bündnisse Deutschlands und der Möglichkeit von Kriegen, der Verpflichtungen gegen Österreich und der Besserung unsrer Stellung zu Rußland, welche der Reichskanzler herbeigeführt hatte. Die in Abenddämmerung hinschwindende Seele sah noch Morgendämmerung in der Lage des Vaterlandes, aber doch nur Dämmerung. Hoffen wir, daß es jetzt bald ganz hell werde. Wir dürfen es, Sterne erheben sich am östlichen Gesichtskreise, die der Friedenssonne vorausgehen, und der Name Friedrich, den sich der Erbe der deutschen Kaiserwürde beigelegt hat, ist

Grenzboten I. 1888.

78

gewiß nicht dem Gedanken entsprungen, sich Friedrich dem Großen an die Seite zu stellen, und vielleicht nicht bloß dem Willen, ein friedlicher Herrscher zu sein, sondern auch der Vorahnung, es sein zu können, und zwar sowohl im Innern Preußens und des Reiches, als in Beziehung zu den Nachbarn. Die beiden Kundgebungen des Kaisers Friedrich vom 12. März zerstreuen Befürchtungen von Freunden des bisher befolgten Systems, die den maßgebenden Kreisen fernstehen, und bestätigen Erwartungen besser unterrichteter in erfreulichster Weise. Es wird kein Bruch mit diesem Systeme, keine Trennung von dem Hauptträger desselben stattfinden.

Fürst von Bismarck vollendet in einigen Tagen sein dreundsiebzigstes Lebensjahr, und man kann sagen, er habe in dem letzten Vierteljahrhundert soviel gelebt, als vier Durchschnittsmenschen seines Alters, so viel hat er in dieser Zeit geleistet und gelitten. Seit 1862 trägt er die Verantwortlichkeit für die Regierung, erst in seinem engern, dann in seinem weitem Vaterlande. Preußen dankt ihm vor allem seine Vergrößerung, Deutschland seine Einheit, vielleicht die Fortdauer seiner Existenz gegenüber bösen Nachbarn. Wiederholt wurde ihm das Leben und die Arbeit an seinem Werke durch höfische Ränke und durch Angriffe von seiten der Parteien, der Konservativen nicht minder wie der Liberalen, arg verbittert. Häufig suchte ihn Krankheit heim, und dabei lasteten Arbeiten auf ihm, zu deren Bewältigung Riesenkraft erforderlich war. Er besaß zuletzt Gut und Ehre genug, um sich befriedigt zu fühlen. Er hatte seine Pflicht mehr als reichlich erfüllt. Er war müde vom Schaffen und Kämpfen und durfte sich Muße gönnen. Sein hoher Sinn aber, sein Patriotismus und sein heroisches Pflichtgefühl gestatteten ihm nicht, die Gelegenheit, die sich ihm mit dem Ableben Kaiser Wilhelms bot, zum Aufgeben seiner schweren und oft wenig dankbaren Amtsthätigkeit zu benutzen und fortan der Entwicklung der Dinge nur aus der Ferne zuzusehen. Sobald der Sohn seines verewigten Herrn und Freundes zur Herrschaft gelangte, beeilte er sich, ihm dieselben selbstlosen Dienste zu leisten, die er dem Vater mehr als drittehalb Jahrzehnte geleistet hatte. Hätte er sich statt dessen, seinem lange gehegten Wunsche folgend, in die Ruhe des Landlebens zurückgezogen, um da für den Rest seiner Tage zu verbleiben, so würden wenige es ihm verdacht haben, zumal da er jetzt Diener eines Fürsten wurde, der in frühern Tagen bei mehr als einer Gelegenheit offen seine Politik gemißbilligt hatte. Er durfte sich erinnern, daß der Kronprinz Friedrich Wilhelm in der ersten Zeit seiner Verwaltung der Staatsgeschäfte, als er mit Energie die Reaktion gegen die revolutionäre Demokratie leitete, in aller Form Verwahrung gegen seine Maßregelung der frechen Presse einlegte und ihm mit dem Ersuchen, den Brief seinen ministeriellen Kollegen mitzuteilen, schrieb, er betrachte das Verfahren des Cabinets als ungesetzlich und schädlich für den Staat und die Dynastie, er erkläre, daß die Maßregel gegen seinen Wunsch und selbst ohne sein Wissen ergriffen worden sei, und protestire gegen jeden Schluß, der möglicherweise auf

seine Beziehungen zum Staatsrechte sich gründe. Erinnerungen an diese Meinungsverschiedenheit und andre, die sich später zwischen dem preussischen Thronfolger und dem Kanzler erhoben und sich lange erhielten, würden sich jetzt wohl in der Brust eines Staatsmannes geregt haben, der weniger pflichttreu und weniger großherzig empfände als Otto von Bismarck. Er aber war gewohnt, immer ohne Zögern sein Selbst dem Rufe der Pflicht unterzuordnen. Andererseits allerdings ist zu bemerken, daß schon vor Jahren eine Verständigung stattgefunden hatte, nach welcher der Kanzler jetzt nicht mehr Gefahr lief, beim Bleiben am Ruder in Richtungen steuern zu müssen, die er als gefährlich für das Staatsschiff anzusehen berechtigt war. Aber immerhin ist es für den alten, kränklichen und müden Staatsmann ein Opfer, wenn er weiter dient, und wir möchten mit dieser Bemerkung dazu beitragen, daß dies allseits anerkannt werde.

Daß Kaiser Friedrich es nicht für ein Opfer halten würde, mit dem Kanzler weiter zu regieren, verstand sich von selbst, sein Erlaß an den letztern aber läßt eine solche Vorstellung weit unter sich, er beginnt mit warmer, rückhaltloser Anerkennung seiner Verdienste. Der Fürst ist ihm der „langjährige, vielbewährte erste Diener“ seines Vaters, dessen „treuer und mutvoller Ratgeber,“ der „den Zielen seiner Politik die Form gegeben und deren erfolgreiche Durchführung gesichert hat.“ Er und sein Haus ist und bleibt ihm „zu warmem Danke verpflichtet.“ Der Kanzler „hat daher ein Recht, vor allem zu wissen, welches die Gesichtspunkte sind, die für die nunmehrige Regierung maßgebend sein sollen.“ Weiterhin, nach Anführung dieser Gesichtspunkte, rechnet der Kaiser zur Verwirklichung seiner Absichten auf die „so oft bewiesene Hingebung“ des Kanzlers und auf die Unterstützung seiner „bewährten Erfahrung,“ wobei wir wohl noch die Worte „seiner genialen Voraussicht“ oder ähnliches zwischen den Zeilen lesen dürfen. Die einzelnen Sätze des Regierungsprogramms, welches der Erlaß aufstellt, widersprechen in keinem Punkte auch nur andeutend dem bisher befolgten. Wir entnehmen ihnen aber nur das, was davon unter die Überschrift unsrer Betrachtung fällt. Es soll Friede im Innern herrschen, und „es sind daher alle Erschütterungen zu vermeiden, welche häufiger Wechsel der Staatseinrichtungen und Gesetze veranlaßt. Die Forderung der Aufgaben der Reichsregierung muß die festen Grundlagen unberührt lassen, auf denen bisher der preussische Staat sicher geruht hat.“ Der Kaiser will ferner den Frieden auf religiösem und auf sozialem Gebiete, er bekennt sich zu dem Grundsatz der Duldung und des Schutzes aller Bekenntnisse, den sein Haus stets heilig gehalten habe, und er wird gleich seinem Vater „warm alle Bestrebungen unterstützen, welche geeignet sind, das wirtschaftliche Gedeihen der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu heben, widerstreitende Interessen derselben zu versöhnen und unvermeidliche Mißstände nach Kräften zu mildern.“ Der Erlaß schließt mit einer Hoffnung und einer Versicherung friedlichsten Inhalts: „Möge es mir

beschrieben sein, unter einmütigem Zusammenwirken der Reichsorgane, der hingebenden Thätigkeit der Volksvertretung wie aller Behörden und durch vertrauensvolle Mitarbeit sämtlicher Klassen der Bevölkerung Deutschland und Preußen zu neuen Ehren in friedlicher Entwicklung zu führen. Unbekümmert um den Glanz ruhmbringender Großthaten, werde Ich zufrieden sein, wenn dereinst von Meiner Regierung gesagt werden kann, sie sei Meinem Volke wohlthätig, Meinem Lande nützlich und dem Reiche ein Segen gewesen." Hiermit stimmt der Grundton des Manifestes „An Mein Volk“ überein, welches zu gleicher Zeit mit dem Erlasse an den Reichskanzler erging, und in welchem namentlich die Sätze hervorgehoben zu werden verdienen: „Sicher in seiner eignen Kraft ruhend, steht Deutschland geachtet im Räte der Völker und begehrt nur, des Gewonnenen in friedlicher Entwicklung froh zu werden. . . . Durchdrungen von der Größe Meiner Aufgabe, werde Ich mich bestreben, das Werk in dem Sinne fortzuführen, in dem es begründet wurde, Deutschland zu einem Horte des Friedens zu machen und in Übereinstimmung mit den verbündeten Regierungen sowie mit den verfassungsmäßigen Organen des Reiches wie Preußens die Wohlfahrt des deutschen Landes zu pflegen." Das sind Worte, welche die Geschichte mit goldner Schrift in ihre Berichte von unsern Tagen eintragen wird, und wir haben die Freude, hinzufügen zu können, daß der Wunsch und die Hoffnung, die hier neben dem Bekenntnisse und Vorsage stehen, in der politischen Lage, wie sie sich in den letzten Wochen gestaltet hat, Aussicht finden, erfüllt zu werden. Kaiser Friedrich will den Frieden, und er wird ihn haben, wenn nicht Unvorhergesehenes eintritt und die Pläne und Schritte stört, mit denen der deutsche Kanzler die Gegensätze, welche seine Erhaltung in diesem Jahre wiederum schwer bedrohten, zu vermitteln erfolgreich begonnen hat. In Petersburg beauftragte Kaiser Alexander den Großfürsten-Thronfolger, sich nach Berlin zu begeben und ihn bei der Beisetzung des verewigten Kaisers Wilhelm zu vertreten, und daß dies nicht bloß ein Akt der Achtung und höflichen Rücksicht auf einen Verwandten war, besagt ausdrücklich eine Äußerung des „Regierungsboten“ vom 13. März, in dem es heißt: „Se. Kaiserliche Hoheit trifft zum ersten male die Pflicht, als Vertreter seines Vaters ins Ausland zu reisen. Außer dem Wunsche des Zaren, dem Gedächtnisse des verstorbenen Monarchen die gebührende Achtung zu erweisen, bezeugt die bevorstehende Fahrt des Thronfolgers nach Berlin [bei der ihn beiläufig zwei ältere Großfürsten begleiteten] auch, daß die Bande enger Freundschaft und gegenseitigen Vertrauens, welche beide regierende Häuser längst verknüpfen, und welchen Kaiser Wilhelm bis zum letzten Atemzuge treu blieb, bei seinem Nachfolger nicht minder fest bleiben werden. Diese Bande sollen wie früher ein Unterpfand der dauerhaften und friedlichen Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland sein, welche für ihre beiderseitige Wohlfahrt und zur Abwendung jeglicher internationalen Verwicklungen so notwendig sind." Die politischen Kreise Rußlands erblicken in dieser Kund-

gebung des Regierungsblattes besonders angesichts des Manifestes und Erlasses Kaiser Friedrichs einen endgiltigen Schritt zur Annäherung Rußlands an Deutschland. Damit ist aber in keiner Weise die Möglichkeit einer Abwendung des letztern von Österreich in Verbindung zu bringen. Wer an der Festigkeit des Friedensbündnisses zweifeln konnte, welches den Doppelstaat des Donaubekens mit dem deutschen Reiche verknüpft, der ist durch die Telegramme, welche Fürst Bismarck und der leitende Staatsmann Österreich-Ungarns aus Anlaß des Hinscheidens Kaiser Wilhelms mit einander austauschten, über seinen Irrtum in einer Weise aufgeklärt worden, die keinerlei Täuschung mehr gestattet. Bismarck versicherte Kalnothy bei dieser Gelegenheit, es sei ein erhebender Trost, wenn man bei der letzten Trauer erkannt habe, wie tiefe Wurzeln die Freundschaft der beiden Monarchen in den Sympathien der Völker des engverbündeten Nachbarreiches geschlagen habe, wobei er allerdings nur an die beiden Hauptstämme, die Deutschen und die Magyaren, nicht an die Tschechen und Polen, denken konnte. Der spontane und lebhafte Ausdruck der Teilnahme an dem Verluste, den Deutschland erlitten habe, bekunde aufs neue die Stärke der Freundschaftsbände, welche die Völker beider Reichshälften mit einander verbanden, und welche unzerreißbar seien, da sie mehr noch als auf geschriebenen Verträgen auf der unerschütterlichen Grundlage der Gleichheit der Interessen, Überlieferungen und Gesinnungen der Völker beruhten. Der österreichische Minister entgegnete hierauf, er habe das Telegramm des deutschen Reichskanzlers, das der herzlichen Teilnahme der Österreicher und Ungarn so warm gedenke, mit Dank und aufrichtiger Genugthuung empfangen. Es sei von hoher Bedeutung für die beiden Nachbarreiche und thatsächlich ein erhebender Trost für die Zukunft, daß der aus der Weisheit und innigen Freundschaft der beiden um die Wohlfahrt ihrer Völker so besorgten Herrscher hervorgegangene Bund zwischen den beiden Reichen in wenigen Jahren in den Herzen der Bevölkerung so tief und fest gewurzelt sei, daß heute die schmerzlichen Empfindungen der deutschen Nation einen solchen Wiederhall in allen Teilen Österreich-Ungarns erweckten. Fest und unverbrüchlich wie die Dynastien würden auch die Völker beider Reichsteile zu einander stehen, einig in der Überzeugung, daß die Bände der Freundschaft, die für den Frieden geschlungen worden seien, jedwede Probe aushalten würden, in der Zukunft so wie heute. Mit vollem Vertrauen erkenne Österreich-Ungarn in dem Kaiser Friedrich, dem erlauchten würdigen Nachfolger des hohen Verbliebenen, einen nicht minder warmen Freund seines Monarchen und seiner Völker.

Mit Bismarck als Ratgeber an seiner Seite, mit den Fürsten des Reiches als festen, weil zufriedenen Bundesgenossen, mit dem Kaiser und König an der Donau in ebenfalls unlösbarer Freundschaft geeinigt, mit Rußland, wie jetzt ernstlich zu hoffen ist, wieder versöhnt, hat Kaiser Friedrich in der That als Herrscher helle Tage und volle Erfüllung seiner Friedenshoffnungen vor sich.

Wenn er an schwerer Krankheit leidet, und wenn er sich nach himmlischem Rat-
schlusse auch dadurch von seinem zu hohen Jahren gekommenen Vater unter-
scheiden sollte, daß sein Regiment nur kurze Zeit währte, so findet er jetzt
eine Stütze und für später einen Trost und Ersatz in einem Sohne, der durch
Begabung und Sinnesart zu großen Hoffnungen berechtigt. Ein tüchtiger
Soldat, der als solcher die Freude seines Großvaters war, bereits jetzt in
die Regierungsgeschäfte eingeweiht und mit ihnen vertraut, wird er dem kaiser-
lichen Vater einen guten Teil der Last seiner Arbeiten abzunehmen imstande
sein und sich dabei des unschätzbaren Vorteils erfreuen, sich weiter in die Ge-
schäfte einzuleben und sich so für die höchsten Aufgaben und Obliegenheiten,
die seiner vielleicht in naher Zukunft harren, gründlich vorzubereiten. Man
hat ihm etwas voreilig hochfliegenden Ehrgeiz und abenteuerliche Pläne zu-
zuschreiben beliebt. Die Aussicht auf nahe Erhöhung zu souveränem Range,
die ihm bis vor kurzem winkte, ließ im Verein mit seiner ungewöhnlichen In-
telligenz und seinem notorisch starken Willen besonders im Auslande Gerüchte
entstehen, welche beunruhigten. In Deutschland hat man Grund, diese Gerüchte
von kriegerischen Neigungen des jetzigen Kronprinzen als Irrtümer von der
Hand zu weisen, und auch auswärts beginnt man von ihm jetzt weniger für
den Frieden zu fürchten. Fürst Bismarck hat seit 1870 bewiesen, daß ihm der
Friede für Deutschland, das damals in allen seinen Bedürfnissen befriedigt war,
das höchste Gut, die erste Notwendigkeit ist, Kronprinz Wilhelm ehrt in Bis-
marck seinen Lehrer in der hohen Politik, und wir dürfen nicht zweifeln, daß
der Unterricht des ersten lebenden Staatsmannes im Geiste des Prinzen Samen
gestreut hat, der seinerzeit gute Früchte tragen wird.



Die Ideen von 1789.

Von Karl Trost.



niemand wird es den Franzosen verdenken, daß sie für den durch
das Gottesurteil des Schlachtenerfolges ihnen auferlegten Ver-
zicht auf eine die Geschichte Europas bestimmende staatliche Macht-
stellung einen Trost suchen in dem Gedanken, durch Darstellung
neuer und großartiger Kulturideen in Schrift und Leben immer
noch einen jeder andern Nation ebenbürtigen Rang zu behaupten. Vom allge-
mein menschlichen Standpunkte aus wird man sogar Genugthuung darüber em-